

18. Februar

$\varphi = 36^\circ 45.9' \text{ N}$ $\lambda = 12^\circ 08.9' \text{ W}$
UTC

Auf dem ganzen Schiff, ununterbrochen, das Wummern der Motoren als Basso continuo im Hintergrund.

Die Passagiere erhalten eine Führung durch den Maschinenraum. Der Kapitän schickt voraus, dass es die Mannschaft immer freue, wenn Fragen gestellt werden; das werde als Wertschätzung ihrer Arbeit empfunden. Madame Sophie nimmt an der Besichtigung nicht teil. Sie interessiere sich mehr für Menschen bzw. Männer als für Maschinen – obwohl jene doch bei Letzteren zu finden sind. Und der Passagier aus dem schönen Wien versteht leider nichts von Technik und interessiert sich auch im Maschinenraum mehr für die ästhetische Seite der Dinge. Grund genug, um sich anzuschließen.

Wir gehen also zu viert durch die weitläufige Anlage aus Motoren, Kesseln, Pumpen, Rohren und Steuerpulten, angeführt vom polnischen Chief Engineer, der auf Englisch kurze Erklärungen gibt. Dabei herrscht hier ein Höllenlärm, und wir tragen Gehörschutzbügel. Der gute Mann ist nur zu verstehen, wenn man direkt neben ihm steht und er einem ins Ohr brüllt. Wir überlassen dem britischen Passagier das Vorrecht, die Infos aus erster Hand zu erhalten. Steve gibt sie – wie bei Stille Post – weiter an Arthur, der schließlich unter diffusen Gesten nur noch Wörter wie »Transformation!«, »Zirkulation!« und »Hier fließt Wasser« bei mir abliefert. Ich schaue herum und nicke blödsinnig.

Der Lärm in dem Bauch unseres Schiffes ist so gewaltig, dass er die Vorstellung weckt, die Hölle sei doch keine Landschaft wie in den Bildern von Hieronymus Bosch, sondern eher ein Maschinenraum. (Raum? Halle und Vorhallen! Maschinendom wäre treffend.) Die Vibration, die wir in den Kabinen liegend spüren, hat hier ihren Ursprung. Auf Passagierschiffen, erklärt der Chief Engineer, lege man Vibrationsdämpfer um die Zylinder; auf Frachtschiffen aber – what for?

Die Kabinenvergabe unter den Seeleuten erfolgt natürlich streng hierarchisch. Je niedriger die Funktion, desto tiefer liegt die zugewiesene Kabine (= desto mehr Vibration ist zu spüren und desto lauter ist es). Ein Schritt nach oben auf der Karriereleiter kommt einem Aufstieg im Deckshaus gleich und macht sich durch mehr Ruhe, vielleicht sogar freie Sicht aus dem Fenster bezahlt.

Hat man das begriffen, sieht man den im Treppenhaus ausgehängten Etagenplan mit anderen Augen: als den Querschnitt eines Hauses, der zugleich ein Sozialgefüge zeigt – wie das Bühnenbild zum Theaterstück *Zu ebener Erde und erster Stock* von Johann Nestroy, einer »Lokalposse mit Gesang«, deren Clou darin besteht, dass die Bühne horizontal geteilt ist. In der unteren Wohnung lebt ein armer Tandler namens Schlucker, in der oberen der Spekulant und Millionär Herr von Goldfuchs. Die Handlung verläuft parallel, ja simultan auf beiden Ebenen, Nestroys Kritik an der Gesellschaftsordnung wird dadurch unmittelbar deutlich.

Von den Ölern und Malern auf dem C-Deck bis hinauf zur Kapitänskabine auf Deck G: Welch ungeschriebene Lokalposse birgt der Belegungsplan dieses Schiffes?

19. Februar

$\varphi = 39^\circ 30.8' \text{ N}$ $\lambda = 21^\circ 11.3' \text{ W}$
UTC - 1

Ein auszubildender Schiffsjunge, meist das jüngste Mitglied der Crew, wurde früher »Moses« genannt – nach dem biblischen Moses, der als Kind in einem Binsenkorb auf dem Nil ausgesetzt wurde. Heute spricht man, mit deutschem Charme, nur noch von »Azubi« (Auszubildender). In der aktuellen Crewliste findet sich unter den 22 Seeleuten auch eine Azubi namens Daniela S., die wir jedoch noch nie an Bord gesichtet haben.

Die *Zim Ontario* ist ein Frachtschiff unter deutscher Flagge. Abgesehen von dem aus Polen stammenden Leitenden Ingenieur sind alle Besatzungsmitglieder Deutsche oder Filipinos. Bordsprache ist Englisch.

Leider ist das Filipino-Englisch für europäische Ohren kaum verständlich. Das liegt zum einen daran, dass Filipinos häufig die Vokale nicht dehnen, und zum anderen, dass sie F und P nicht unterscheiden (»I am Pilipino«). Im Besonderen gilt das für den Steward namens Raymond, der ein ungemein liebenswürdiger Kerl ist. Die Konversation mit ihm ist aber eine Challenge. Seine Sätze sind sehr oft ein Rätsel.

Um die peinliche Situation zu umgehen, bei Raymonds Ankündigungen eines Gerichts mehrmals nachfragen zu müssen, haben wir längst begonnen, vor jeder Mahlzeit einen Blick auf den ausgehängten Speiseplan zu werfen. Trotzdem ist man vor Missverständnissen nicht gefeit,

denn unerwartete Fragen ergeben sich immer wieder, zum Beispiel: »Yuwantanagontop?« (ein zerhacktes Ensemble aus harten Konsonantenfolgen, das nach dem Rap eines maghrebinischen Sprachartisten klingt). »Par-don?« »Yuwantanagontop?« Steve entschlüsselt: »You want an egg on top?«

Gravierender ist, wenn Filipinos keine Reibelaute (sogenannte Frikative, wie das F) sprechen können und stattdessen konsequent ein Verschusslaut (ein Plosiv, wie das P) dabei herauskommt. Raymond heute beim Servieren: »You need a pork?« Sophie, ziemlich entgeistert: »I prefer chicken.« (Gemeint war »fork«, die Gabel.) Danach, beim Dessert: »You want some brutts?« (fruits)

Natürlich, man gewöhnt sich daran. Aber diese Gewöhnung bringt es mit sich, dass man auch in Fällen, wo das P durchaus Sinn ergibt, immer kurz nachdenkt, ob es nicht doch ein F sein könnte. Diese Verunsicherung kann man uns nicht mehr nehmen. Sie sitzt so tief, dass wir zuweilen selber, zum Spiel, auf das F verzichten.

Als ich nach dem Mittagmahl erklärte, ich müsse nun weiter an meinem Buch arbeiten, überraschte mich Raymond mit der Frage: »You want a copy machine in your cabin, Sir?« Ich erwiderte freundlich, aber bestimmt: »No, thank you, Raymond. I am working at my laptop.« Erst später wurde mir klar, dass er nur eine »coffee machine« gemeint haben konnte, und daran hatte ich sehr wohl Interesse! (Ich dachte: »P***!«) Verschämt fragte ich beim Abendessen, ob ich vielleicht doch eine »copy machine« haben könne. Sie wurde prompt geliefert. Und so besitze ich nun in der Kabine eine eigene Filterkaffeemaschine.

20. Februar

$\varphi = 42^\circ 23.4' \text{ N}$ $\lambda = 30^\circ 01.7' \text{ W}$
UTC - 2

Über die Diskrepanz zwischen Erwartetem und Vorgefundenem hilft die Einbildungskraft hinweg. Bisher war es entsetzlich kalt, aber zur Idee einer Schiffsreise gehört eben, auf dem Außendeck im Liegestuhl zu sitzen. Und so saßen Sophie und Arthur anfangs immer wieder eingehüllt in dicken Jacken unter blassgrauem Himmel, »to get a nice little sun tan«, obwohl kaum Sonne zu sehen war. Beide lasen *Der Zauberberg* von Thomas Mann. Die Empirie zeigt, dass man sich auch von fixen Ideen nach wenigen Tagen lösen kann, wenn sie sich als unpraktikabel erweisen. Gestern gaben die beiden auf.

Schiffsreisen haben etwas Archaisches. Über den Ozean zu fahren, zum Beispiel von Europa nach New York, dauert heute noch genauso lang wie vor 100 Jahren.

Das Schiff entspricht als Verkehrsmittel dem menschlichen Maß sehr viel mehr als das Flugzeug. Mit dem Schiff zu reisen, ist metaphorisch gesehen ein Sinnbild für das Zu-sich-Kommen des Menschen, eine Rückkehr zu dem, was man eigentlich ist, in einer Zeit der potenzierten Geschwindigkeit aber oft nicht mehr sein kann. Dass langsame Reiseformen wie das Wandern heute zunehmend populär sind, spricht für sich.

Max Frisch lässt seinen *Homo Faber* nach der Bruchlandung des Flugzeugs in der mexikanischen Wüste die Rückreise nach Europa mit dem Schiff antreten.

In den ersten Tagen wurde Madame Sophie beim Kapitän mit der Frage vorstellig, ob es ein Beschwerdebuch gebe. Sie habe Wellen erwartet und keine Ausflugsfahrt wie auf den Bateaux Mouches in Paris.

Ab sofort aber ist das »Rollen« des Schiffs das vorrangige Thema – ein Wort, das die meisten Nicht-Seefahrer nur von dem Song *Proud Mary* von Creedence Clearwater Revival her kennen: »Rollin', rollin', rollin' on the river«. Der Nordatlantik im Winter könne ziemlich rau sein, warnt der Kapitän und empfiehlt, sich im Bett quer zur Fahrtrichtung zu legen.

Wenn der Boden unter den Füßen schwankt, ist das eigene Schwanken eine stabilisierende Fortbewegungsart. Erstaunlich aber, dass ein Schiff sich bei starkem Seegang wie in alle Richtungen gleichzeitig bewegt, so dass man keine Chance hat, eine Bewegung vorwegzunehmen und sie durch Gewichtsverlagerung auszugleichen. Es ist wie Pilates. Raymond, der Steward, nennt es »dancing without music«. Auch davon bekommt man Muskelkater.

Schiffsmöbel aller Art sind vor Rutschpartien gesichert. So ist jeder Stuhl durch eine Kette am Boden verankert. Die Spiegeltür am Badezimmerschrank ist fest verhakt, der Fernseher vertäut. Die Schubladen von Kommoden, Tisch und Bett muss man zum Öffnen anheben.

Im Fitnessraum wartet ein Tischtennistisch auf Spieler. Mehr genutzt werden die Kraftstation und das Hantel-Set. Als ich den Raum betrete, ächzen gerade zwei Jungs unter den Gewichten. Madame Sophie strampelt auf dem Trimmrad und liest *Men's Health*.

21. Februar

$\varphi = 44^\circ 22.9' \text{ N}$ $\lambda = 38^\circ 48.3' \text{ W}$
UTC - 2

Drei Mal täglich Roundtable. Die Gespräche bei Tisch sind bereits deutlich karger als zu Beginn der gemeinsamen Reise. Nach einer weiteren Woche werden wir uns vielleicht auf Sätze wie »Könntest du mir bitte die Butter reichen?« beschränken.

Was anfangs noch Ahnung war, ist längst zur Gewissheit geworden. Kulinarisch haben wir nicht den Jackpot geknackt. Der Kapitän: »Der Koch ist unbegabt, er macht Hamburger mit Sauerkraut ... Aber was will man tun? Deutsche Küche, von einem philippinischen Koch zubereitet ... Das kann ja nicht gutgehen.« Der Mann stopft das Sauerkraut sogar in Rindsrouladen, mit Rotkraut als Beilage. Als ginge immer noch die Angst vor der Seemannskrankheit Skorbut um.

Bizarre Kombinationen: Toast Melba, Cowboy's steak. Und die Pizzaschnitte war eine Mischung aus all dem. Jede zweite Speise trägt den Namen »à la maison«. Da man aber den Koch wie auch den Steward nicht enttäuschen möchte, lässt man sich auf die traurigen Mahlzeiten ein. Ratsam ist es, zuvor in der Kabine ausreichend zollfreie Flüssigkeit zu sich zu nehmen. Das hebt die Laune bei der Konversation am runden Tisch merklich und fördert in Maßen sogar den Appetit.

Raymond kündigt jedes Gericht mit einem verbalen Fanfarenstoß an. Zum Beispiel: »We have bip steak with

pranch price« (beef steak with french fries). Hat man denn eine Wahl? Ja, nämlich: ja oder nein. Man sagt also »yes, please« oder »no, thank you«. Mehr Entscheidungskraft wird einem beim Frühstück abverlangt, denn das Ei gibt es »soft-boiled« (weich gekocht), »scrambled« (als Rührei) oder »sunny side up« (als Spiegelei). »Sunny side down« gilt in der psychologischen Lehre als Symptom (vgl. hierzu das Standardwerk *Die dunkle Seite des Lebens*) und ist deshalb aus Gründen der Suizidprävention an Bord untersagt. Die höchste Freiheit aber ist: wegzubleiben, bei Tisch gar nicht erst zu erscheinen. Tut man das, bekommt man bei der nächsten Mahlzeit die besorgte Frage gestellt: »Are you all right?«

Es gibt einen Satz aus dem zweiten Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher, der es in die sogenannte »Stalin-Verfassung« der UdSSR geschafft hat. Ich zitiere ihn aus dem Gedächtnis: »Wer nicht essen will, soll auch nicht aufstehen.« Oder: »Wer nicht aufsteht, soll auch nicht arbeiten.« (So ungefähr.)

In den ersten Tagen, da wir die Freuden der Faulheit neu entdeckten, fragten wir einander in ironischem Ton: »Haben wir uns die Mahlzeit verdient?« Mittlerweile fügen wir ein Fragewort hinzu: »Womit haben wir uns die Mahlzeit verdient?«

Madame Sophie verlangte einmal ersatzweise nach dem Essen der philippinischen Mannschaft. Es blieb freilich bei dem einen Versuch. Das Gericht war in etwa dasselbe, nur dass alles mit Reis zu einem Eintopf vermischt war. Der Kapitän: »Haben Sie jemals irgendwo außerhalb der Philippinen ein philippinisches Restaurant gesehen? – Eben.«

22. Februar

$\varphi = 45^\circ 37.8' \text{ N}$ $\lambda = 48^\circ 21.8' \text{ W}$
UTC - 3

Alles fließt. Alles bewegt sich, nicht nur der Boden unter den Füßen, nicht nur das Bett, auf dem man schläft (oder auch nicht). Da die Koordinaten unserer aktuellen Position sich laufend ändern, verschieben sich auch Sonnenbahn, Sonnenauf- und -untergang. Die einzige Konstante ist die Zeit, zu der die Mahlzeiten serviert werden. Da wir aber mehrere Zeitzonen durchfahren und die Uhr fast jede Nacht zurückgestellt wird, ändern sich de facto auch die Essenszeiten.

Durch die Zeitverschiebung gewinnt man immer wieder eine Stunde. Allein schon deshalb empfiehlt es sich, eine Weltumrundung von Ost nach West zu unternehmen, nicht umgekehrt. Am Ende der Tournee hat man dann zwar einen Tag verloren, der Verlust ist aber in Wahrheit ein höherer Gewinn: der vollkommene, in 24 Einheiten zu je einer Stunde geglückte Tag.

»But you have paid for it!«, wendet Madame Sophie ein. Stimmt, ich habe im Voraus bezahlt: für Kalendertage, von denen einer sich in 24 Bonusstunden verflüchtigt. Aber man stelle sich das einmal umgekehrt vor: Bei ostumgehender Umschiffung der Welt bekäme man einen Tag geschenkt (zwei aufeinanderfolgende Tage auf See hätten dasselbe Datum), um den horrenden Preis, dass man 24 Mal eine Stunde früher aufstehen muss (oder zu Bett gehen soll, wenn an Schlaf noch nicht zu denken ist). Wollen wir das? Nein.

Außerdem sagt eine alte Seemannsweisheit: Nach Osten, ins abnehmende Licht zu fahren, macht depressiv. Die Aufbruchsstimmung geht immer nach Westen, der Sonne hinterher.

Für Krämerseelen ist eine ostumgehende Umrundung der Welt aber ein attraktives Schnäppchen: 81 Sonnenauf- und -untergänge zum Preis von nur 80 Kalendertagen, die Mahlzeiten am 81. Tag auf See sind gratis, und man darf 24 Mal seinen tugendhaften Frühaufsteherdrang hemmungslos zur Schau stellen, während andere noch vermeintlich faul im Bett liegen.

»Guten Morgen, guten Morgen, guten Morgen, Sonnenschein! / Diese Nacht blieb dir verborgen, doch du darfst nicht traurig sein«, trällert Nana Mouskouri. »Diese Nacht« ist eine Chiffre für alles, was Frühaufstehern verborgen bleibt. Schon am Abend ist mit ihnen nichts mehr anzufangen.

»Ein Spezifikum der deutschen Sprache, das als unübersetzbar gilt, ist das Wort ›Fernweh‹, die Sehnsucht, woanders als daheim zu sein«, erläutert Arthur. (Den deutschen Muttersprachlern an Bord, ich inbegriffen, war das nicht bewusst.) Das Fernweh kann einen aber nicht packen, wenn man ohnehin so selten daheim ist.

Ein Schiffstagebuch (Logbuch) ist ein Buch der Unruhe.

Alles zieht vorüber, der Blick findet nie ein festes Ziel. Betrachten, im Unterschied zum bloßen Beobachten, ist ein Begriff aus der Mönchssprache und meint Versenkung, Anschauung, Deuten, Erkennen. Aber wie soll man erkennen, was fortwährend entflieht?